Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 21. Posen, den 21. Mai. 1882.

Erloschene Sterne.

Eine Erzählung aus dem Leben

von

B. W. Zell.

(Schluß.)

VIII.

Die Eltern hatten darauf bestanden, daß Klara, die in der großen, öden Wohnung ganz schwermüthig wurde, da Alles sie hier an ihr Kind, an ihr verlorenes Glück erinnerte, für die Dauer von Ladenfels' Abwesenheit zu ihnen zurückkehre. Widerstrebend hatte sie eingewilligt — saß sie doch am liebsten an der leeren Wiege und zermarterte ihr wundes Herz immer wieder auf's Neue.

Nun war sie also wieder im Elternhause und Jeder war hier liebreich bemüht, sie zu zerstreuen und ihren Schmerz zu lindern. Ladenfels hatte die sofortige Anzeige von Meta's Tod erst nach Wochen erhalten, und es schnitt der armen jungen Frau jedesmal tief in's Herz, wenn er in seinen Briefen zärtlich nach dem Kinde fragte, das doch schon längst in kühler Erde ruhte. Endlich aber wußte er es und Klara erhielt sofort einen zwar sehr schmerzlichen, aber doch trostreichen Brief, und seitdem sie wußte, daß er das Unglück mit ihr trage, wurde ihr die Last desselben weniger schwer.

Der Doktor war — schrieb es wenigstens — gesünder und kräftiger denn je. Klara begann allmälig wieder an die Zukunft, an das Glück zu glauben, vielleicht waren die Rachegöttinnen mit dem Raub des Kindes zufrieden und besänftigt, vielleicht trogen alle Ahnungen und der geliebte Mann kehrte doch noch gesund zu ihr zurück.

Plötzlich aber stockte der bisher so regelmäßige Briefwechsel — es vergingen Tage, sie wurden zu Wochen und immer noch traf keine Nachricht von Ladenfels ein. Klara war in unsäglicher Angst und Aufregung und am meisten peinigte sie diese entsetzliche Ungewißheit. War er krank oder — nein, noch konnte sie den furchtbaren Gedanken nicht ausdenken, noch machte der leiseste Anklang daran sie halb wahnsinnig. Die Briefe konnten ja aufgehalten worden sein, wie man dies täglich hier und da hörte, das Regiment in einer von der Heerstraße sehr entlegenen Gegend sich befinden, kurz, was gab es nicht alles für Möglichkeiten, die den Empfang der Briefe verzögern konnten?

Da endlich, nach fünf Wochen, als die Angst den höchsten Grad erreicht hatte, kam ein Brief — und ja, es war seine Handschrift! Wie verschlang das Auge den Inhalt, und als sie zu Ende gelesen, wie durchglühte da heißer Dank gegen den Allmächtigen ihr Herz! Ladenfels schrieb aus dem — Lazareth; er war sehr, sehr krank gewesen, aber jetzt war die Gefahr vorüber, die Genesung schritt rüstig vorwärts und seine festen Schriftzüge bekundeten dies besser als alle Versicherungen. Und nun folgten bald mehrere Schreiben, alle heiter-zärtlich, voll Hoffnungen auf die Zukunft, auf das baldige Wiedersehen, und dann — blieben sie wieder aus. Doch diesmal nur wenige Tage und Niemand ängstigte sich deshalb.

Heut war nun wieder ein Brief da, er kam aus dem Lazareth, in dem sich Ladenfels befand, er war auch an Klara adressirt, aber es waren fremde Schriftzüge. Beklommen erbrach sie das Schreiben, doch kaum hatte sie einen Blick hineingeworfen, als sie jammernd zusammensank.

Man eilte hinzu, der unglückselige Brief wurde gelesen und trostlos schauten sich Alle an — er war von dem Arzt, welcher Ladenfels behandelte. Schonend theilte dieser der Gattin seines Patienten mit, daß der Zustand desselben sich sehr verschlimmert habe und zu den ärgsten Befürchtungen Anlaß gebe.

Da drohte nun der Schlag hereinzubrechen, vor dem die unglückliche junge Frau so lange gezittert, und jetzt, nachdem der erste Schreck und Schmerz überwunden war, errang sie auch die nöthige Kraft, das zu thun, was ihre Pflicht war. Klar stand es vor ihrer Seele — sie mußte zu ihm, sie gehörte jetzt an seine Seite — konnte sie das Schreckliche auch nicht abwenden, so wollte sie seine letzten Augenblicke versüßen, den letzten, schweren Abschied von ihm nehmen und nicht Fremde sollten ihm die lieben Augen zudrücken. Doch noch hoffte sie — wer hofft nicht auf Erhaltung eines theuren Lebens, so lange Athem die Brust noch hebt?

Es war im Anfange des Dezembers und eine furchtbare Kälte, als Klara noch am Abend desselben Tages die lange, trostlose Reise antrat. Im günstigsten Falle konnte sie erst nach achtundvierzig Stunden bei dem Geliebten sein und wie endlos lang wurden ihr die Stunden, wie schien der dahinbrausende Courierzug nur mit Schneckenlangsamkeit von der Stelle zu kommen! Dabei zu Reisegesellschaftern Gram und Schmerz, sowie die Angst, daß sie zu spät kommen könne — o, der Gedanke an dieses „zu spät" war entsetzlich und die Reise eine Folterqual.

Und endlich, endlich war die Stadt, bald auch das Lazareth erreicht. Wie bebte ihre Hand, als sie an der Klingel zog, wie angstvoll schaute sie zu den Fenstern empor, um zu errathen, hinter welchem ihr Hans leide und sehnlich auf sie warte, denn telegraphisch hatte sie ihn von ihrem Kommen benachrichtigt. Jetzt trat sie ein — das Herz schlug hörbar, durch welche von all diesen Thüren sollte sie treten, um nur schnell zu ihm zu gelangen? Es ahnte ihr, er müsse oben liegen und ohne Weiteres flog sie die Treppen hinan. Hier trat ihr ein würdig aussehender Herr entgegen, er sah die Dame, die in Reisekleidern athemlos vor ihm stand, und er ahnte, wer es sei und was sie hierhergeführt. Sein Gesicht zuckte in schmerzlicher Theilnahme, als er jetzt ihre angstvolle Frage hörte: „Mein Herr, ich komme zu meinem Mann, dem Doktor Ladenfels, wo finde ich ihn — er — er lebt doch noch?"

Ihre Stimme erstarb bei den letzten Worten, die Augen bohrten sich in das Gesicht des vor ihr Stehenden, als wollten sie die Antwort von seinen Lippen ablesen.

Ernst und still blieb er eine kleine Weile stehen; ihr war es nicht möglich, die furchtbare Frage noch einmal zu wiederholen, sie griff nach dem Treppengeländer, um sich zu stützen und — da tönten ihr auch schon die schrecklichen Worte entgegen:

„Sie kommen zu spät — vor einer Stunde verschied er." — — —

„Zu spät!" schrie sie auf, „um eine Stunde zu spät!" — — Dann aber ward sie ganz ruhig — die Besinnung verließ sie.

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich in der Wohnung jenes würdigen Herrn, des Lazarethinspektors, und dessen Familie war in der herzlichsten Weise um die schwergeprüfte junge Frau bemüht. Mit dem Bewußtsein kehrte freilich auch die Gewißheit des großen Unglücks zurück, das über die Aermste hereingebrochen war, und bleich und starr wie eine Bildsäule lauschte sie der Schilderung von des Verstorbenen letzten Augenblicken. Er war ergeben, fromm gestorben, aber wie hatte er auf seine Klara gewartet, wie hatte er fortwährend gefragt, ob sie denn noch nicht da sei, sie müsse ja doch kommen, es sei nicht anders möglich. Und als ihm die Sprache versagte, da las man in seinen Augen die Sehnsucht, das Verlangen nach der geliebten Gattin, und beständig hielt er sie auf die Thür gerichtet, als müsse sie jeden Augenblick da eintreten. So war er ruhig und sanft an Entkräftung, eingeschlafen, allein, unter Fremden, ohne sein Weib noch einmal geschaut zu haben, ohne ihr den letzten Abschiedsgruß zuflüstern zu können. Und dennoch hatte er ihr ein Lebewohl hinterlassen, denn sterbend, mit Aufbietung der letzten Kräfte und von der Wärterin gestützt, hatte er mit zitternder Hand, kaum leserlich, die Worte hingeworfen: „Lebe wohl, mein Herz, lebe ewig wohl und — werde noch recht glücklich!“

Sie nahm diesen letzten Liebesgruß, dies Vermächtniß stumm in Empfang, sie preßte ihre Lippen darauf und bat leise, man möge sie zu ihm führen.

Da lag er nun in der Todtenkammer, so bleich und friedlich, zu seinen Häupten den Lorbeerkranz, den ihm die Damen des Komites gewidmet und den er verdient wie Jeder, der in diesem heiligen Krieg das Leben verlor, gleichviel, ob durch die Kugel oder die Strapazen des Feldzuges, gleichviel, ob er gekämpft oder auf andere Weise in seinem Berufe das Leben eingesetzt. Das braune, lockige Haupt- und Barthaar lag wirr um das blasse, stille Gesicht, und die lieben Augen — sie hatten sich nicht durch fremde Hand schließen lassen, sie standen weit offen, gleichsam als ob das arme, gebrochene Weib sich noch einmal in den Anblick der dunklen Sterne versenken solle, die „sie entdeckt“ und die ihr Glück und ihre Lust gewesen waren. Aber freilich, der Glanz, der Lebensmuth, die treue Liebe, die sonst aus ihnen gestrahlt, waren verschwunden, starr und glanzlos blickte die Pupille nach oben — die Sterne waren erloschen!

Und hier, bei diesem Anblick löste sich der starre Schmerz der Armen in wohlthätige Thränen auf, sie drückte und küßte ihm die treuen Augen zu und sich schluchzend über die Leiche werfend, jammerte sie:

„Ich hab' es ja gewußt — zwei Särge — Mann und Kind!“ — — — —

Nachdem die sterblichen Reste des theuren Verstorbenen der Erde übergeben waren, als sich sein Hügel den langen Gräberreihen der für das Vaterland Gefallenen anschloß, kehrte Klara gebrochenen Herzens in das Elternhaus zurück. Mit treuer Liebe wurde sie hier aufgenommen und liebevoll gehegt, aber das verlorene Glück — wird es ihr noch einmal erblühen?

Hoffen wir es!

IX.

Wieder ein Maientag voll Sonnenglanz und Blumenpracht! Im üppigsten Lenzesschmuck prangt wieder der kleine Garten, den Du, freundlicher Leser, aus unserer Erzählung so gut kennst. Die trauliche Laube ist dicht umrankt, doch nicht in derselben, sondern vor ihr hat die kleine Gesellschaft sich niedergelassen, welche das Gärtchen heute beherbergt.

In diesem Kreise aber — welche Gegensätze! Dort, inmitten harmlos plaudernder und lachender Menschen, im zurückgeschlagenen Lehnstuhl halb liegend eine Schwerkranke. Schwer krank! Ja, das beweist die Todesblässe des eingesunkenen und dennoch jugendlichen Gesichtes, das künden die tiefliegenden matten Augen, das verräth vor Allem der kurze, keuchende Athem, der sich mühsam der schmerzenden Brust entringt. Ueber die bleiche Stirn fällt goldig, wie ein Heiligenschein, üppig blondes Haar — das Einzige, was sich unverändert an dieser gebrochenen Gestalt erhielt — an der Gestalt unserer sterbenden Klara. — —

Nicht neu erblühendes Glück, nein, der Tod war der jugendlichen Dulderin beschieden. Gram und Schmerz hatten in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren ihre Organisation zerstört, ihre Kraft gebrochen. Für ihre weiche Seele war des Lebens Leid und Schmerz zu schwer — sie unterlag.

Ganz allmälig, unvermerkt hatte sich die böse Krankheit eingeschlichen, ohne daß selbst ihr Opfer es ahnte. Das einzige Merkmal, der Verlust der herrlichen Stimme, ward als solches nicht beachtet und für vorübergehend gehalten, und nun mit einem Male, zu Beginn des Frühjahres, brach die heimtückische Krankheit mit erschreckender Gewalt hervor, die ganze Familie in Schrecken und Bestürzung versetzend. Die ersten Aerzte wurden herbeigerufen an das Bett der Kranken und sie alle hatten nur das eine furchtbare Wort für die bebenden Angehörigen: „Verloren!“

„Es ist unmöglich!“ klang es von den zitternden Lippen zurück — ach, was wäre unmöglich für den Tod, den Alleinherrscher!

Klara selbst hatte keine Ahnung von ihrem wahren Zustande, und sie darüber zu täuschen, war neben aufopfernder Pflege das höchste Streben ihrer Umgebung. Man sprach ihr von einem ganz ungefährlichen, aber langwierigen und schmerzhaften Lungenkatarrh und sie nahm das gläubig hin. Welch' eine Aufgabe für ihre Lieben, zu lügen und zu heucheln, zu scherzen und zu lachen mit Augen und Lippen, während das Herz sich zusammenkrampfte und zu brechen drohte vor Weh. Aber es mußte sein. Hatte doch gerade jetzt, vor dem Ausbruch der Krankheit, die Theure angefangen aufzuleben, neue Zukunftspläne zu machen, nach Lebensgenüssen zu trachten und nun sollte man vor sie hintreten und ihr sagen: „Du mußt sterben — sterben in der Blüthe der Jahre!“ Nein, solche Worte konnten hier über keines Menschen Lippen kommen, der grausamste Barbar hätte sie an diesem Krankenlager nicht zu sprechen vermocht, wie hätten es ihre Lieben sollen!

Und so täuschte man sie und schließlich sich selbst, denn wer hofft nicht auf Erhaltung eines geliebten Lebens, so lange der Athem die Brust noch hebt?

Heute nun — es war in den letzten Tagen des Mai und der strahlende Sonnenschein drang so verlockend in das dunkle Krankenzimmer — hatte die Leidende in rührenden Worten ihre Frühlingssehnsucht geklagt, wie sie sich gerade in diesem Jahre auf den Lenz gefreut habe und nun nichts von ihm genießen könne. Acht endlos lange Wochen sei sie nun an das dumpfe Zimmer und ihr Schmerzenslager gebannt und wie lange könne es noch währen?!

Da hatte man einen schnellen Entschluß gefaßt. Hier konnte ja doch nichts mehr in der Welt helfen oder schaden — warum sollte die Kranke nicht hinaus in den Frühlingssonnenschein? Schnell ward ein bequemer Sitz hergerichtet im Garten draußen, und auf den Armen trug man dann die Dulderin hinaus in die frische Blumenpracht, sie, die gebrochene Blüthe — ein schneidender Kontrast!

Wie leuchtete der matte Blick der Kranken auf, als sie das strahlende Himmelsblau über sich sah, als die weiche würzige Frühlingsluft ihre Schläfe umspielte und der Duft der Blumen sie aromatisch umzog.

„Wie schön ist's hier“, hauchte sie glückselig, „ich komme mir vor wie im Paradiese! Und wie prächtig in diesem Jahre Alles blüht — so farbenglühend schien mir unser Gärtchen noch nie! Nur der Rosenstock scheint mir diesmal zurückgeblieben — die Knospen müßten schon mächtiger anschwellen, ach, und ich sehne mich förmlich nach einer recht duftigen Rose!“

Ein stechender Schmerz durchzuckte bei diesen Worten der Theuren die sie Umgebenden. Ach, der Sage nach schließen Brustleidende gerade zu der Zeit ihre Augen für immer, wenn die Rosen ihre duftigen Kelche öffnen! Ahnungslos sehnte sie selbst nun diese Zeit herbei und kein Blick und kein Wort durfte ihr verrathen, wie man das Entfalten der Blumenkönigin diesmal fürchtete! — —

Nicht sobald konnte diesem ersten „Ausgang“ der Kranken ein zweiter folgen. Es hatte sich kaltes, rauhes Wetter eingestellt, wie es sonst der Juni nie zu bringen pflegt, und diese Luft war viel zu scharf für einen nur schwach noch glimmenden Lebensdocht. Und so rang im stillen Krankenzimmer drinnen

der Tod mit einem jungen, blühenden Leben, wie draußen die schwellenden Rosenknospen gegen den kalten Ostwind, der sie hinderte, ihre Fesseln zu sprengen und sich zu voller Pracht zu entfalten.

Endlich schlug das Wetter um, es wurde warm. Mit dem Witterungswechsel aber nahte auch die so bang gefürchtete Stunde der Auflösung Klara's. Die heißen Gebete für ihre Erhaltung wollte der Himmel nicht erhören, aber eins hatte er doch erhört — urplötzlich und doch sanft und mild berührte der Todesengel die Dulderin, und völlig ahnungslos war sie hinübergeschlummert in jene Welt, nach der ihr Gatte und Kind vorangegangen! — —

Großer Schmerz ist stumm, selbst die Feder mag ihn nicht schildern. Und es war ein großer, tiefer, gewaltiger Schmerz, den die Angehörigen der edlen, liebenswerthen Entschlafenen empfanden. Als man aber nach dem ersten Ausbruch desselben sich halb unbewußt im Garten zusammenfand, da prangten am Rosenstrauch zwei eben erst erblühte weiße Rosen. Die legte man in die erstarrte Hand der Todten und auf ihre Brust — sie hatte sich ja so danach gesehnt.

Und mit weißen Rosen überschüttete man die Bahre mit der Leiche, die da in dem palmengeschmückten Zimmer stand, in seinem Zimmer, das so oft das Lachen und Scherzen der glücklichen Klara gehört, in dem so oft ihre süße Stimme erklungen.

Warum, o warum? Diese bange Frage durchzitterte da immer wieder die zerrissenen Herzen Aller, welche diese Bahre umstanden — aber wer hat diese große Frage jedes Menschenlebens je gelöst!? —

Mit weißen Rosen überschüttete man auch ihre Gruft, ihren Hügel — mag sie ruhig schlafen! Wenn auch in Jugendfülle dahingegangen, die Sterne des Glücks haben ihrem Lebenspfade geleuchtet, und wenn mit ihnen das Leben auch erlosch — sie hat doch das Glück gekannt und es besessen. Wie wenig Sterblichen ist das vergönnt!

Das fremde Fräulein.

Dem Leben nacherzählt von Edwin Dietze.

Mein Heimathsort liegt tief in den Bergen versteckt. Der rüstige Fußgänger, welcher die große Heerstraße verläßt, gelangt nach stundenlanger Wanderung, die ihn bald längs des reißenden Gebirgsflusses, bald durch die Stille der Tannenwaldungen führt, endlich an einen Thalkessel, aus dessen Grunde die rothen Dächer und weißen Häuser des Städtchens heraufleuchten. Ihrer sind nicht viele, und die vorhandenen zeigen, bis auf wenige Ausnahmen, eine seltene Uebereinstimmung. Zu diesen „Ausnahmen" zähle ich auch ein kleines Häuschen, abseits gelegen, verlassen und verfallen.

Auf dem Friedhofe, oben an der Berglehne, war an der Mauer, abseits wie das alte Häuschen unten im Grunde, ein Grab, zusammengefallen und von Epheu dicht übersponnen; auch den einfachen Sandstein, der halb in das Erdreich gesunken, hat er mit seinen Ranken umklammert. Wer sich die Mühe nahm, diese bei Seite zu schieben, der las in lateinischen Lettern: „Das fremde Fräulein".

Als ich noch Kind war und in meinen Feierstunden da oben mich tummelte, kam wohl die Neugier über mich, zu wissen, welche Bewandtniß es mit Der gehabt haben möchte, die unter diesem Steine lag; doch der Knabe erfuhr darüber nichts. Nach langen Jahren, erst als ich, ein reifer Mann, wieder an dem Friedhofe stand und mich des „fremden Fräuleins" erinnerte, da fand meine Frage Gehör. Der Arzt des Städtchens, Doktor Lorenz, erzählte mir ihre Geschichte; der alte Herr war in seinen jüngeren Jahren durch die Verhältnisse in dieselbe hineingezogen worden.

Wir Zwei saßen in dem Gärtchen, welches sich hinter seinem Hause befand. Aus der kleinen lauschigen Laube, die mit wildem Wein bewachsen, sah man zum Kirchthurm hinauf, auf dessen bescheidener Kuppel sich noch ein Kreuz erhob. Der letzte Schein des scheidenden Tageslichtes lag darauf; glänzende Strahlen gingen von dem Kreuze aus, und weithin leuchtete das Symbol des Christenthums in der lauen, klaren Sommerluft.

Der alte Herr erzählte:

Das Grafenschloß Hohenfels liegt unweit des Städtchens, nach Osten zu. Ein langgestreckter Hügel, von dem aus der Wanderer in die Fenster hüben und drüben sehen kann, ist zwischen ihnen. Als über diesen das fremde Fräulein bei ihrer Ankunft vom Städtchen in das Schloß ging, hatte die Natur ihr schönstes Festgewand, blau war der Himmel, die Flur trieb neue Keime, die Vögel sangen ihre Lieder, die alten, nur jubelnder und lauter, und über alles dieses goß die Sonne ihre belebenden Strahlen aus.

Auf dem Hügel, inmitten der Pracht eines Frühlingstages, traf ich sie. Mein Ausgang hatte das gleiche Ziel; ich wollte im Schloß einen Krankenbesuch machen. So brachte der „Zufall" unsere erste Begegnung zu Stande. Sie konnte mich nicht sehen, da ich seitwärts von ihr, unter dem Schutze einiger Birkensträucher, stand. Es ist etwas Seltenes, in dem Städtchen oder in dessen Umgebung einem fremden Menschen zu begegnen, und die Neugier, welche mich bewog, sie zu beobachten, mischte sich ein gut Theil Wohlgefallen und Interesse an ihrer ganzen Erscheinung. Sie hatte das Gesicht dem Schlosse zugekehrt, welches sie geraume Zeit aufmerksam betrachtete. Plötzlich machte sie eine lebhafte Bewegung und sah scharf nach rechts. Als ich meinen Kopf nach dieser Richtung wandte, erblickte ich einen großen Jagdhund, welcher sich in munteren Sprüngen um einen Knaben im Alter von ungefähr neun Jahren, bewegte. Der neue Ankömmling mußte die Fremde ebenfalls bemerkt haben, denn er veränderte die Richtung seines Weges und ging auf sie zu.

„Was machst Du denn hier?" sagte er, als er vor ihr stand. „Papa hat es ja den Städtern verboten, diesen Weg zu gehen!"

Der Hund mochte es besser meinen, denn er umwedelte sie freundschaftlichst mit seiner buschigen Ruthe.

„Zurück, Tiras!" rief die helle Knabenstimme. — Ungern, mit sichtlichem Widerstreben folgte dieser dem Rufe seines jugendlichen Herrn.

„Es ist verboten, diesen Weg zu gehen?" entgegnete das fremde Fräulein, augenscheinlich belustigt von des Knaben Art.

„Allerdings! Papa wird sehr böse sein, wenn ich es ihm sage. Die Leute aus der Stadt sollen unten herum gehen!" Dabei zeigte er auf einen Fahrweg, welcher sich unten, am Fuße des Hügels, hinzog und mit scharfer Wendung am Ende desselben nach dem Schlosse zu umbog. „Da unten ist der Weg!"

„Und wenn ich nun nicht aus dem Städtchen wäre?"

Der Knabe schaute sie etwas verwundert an und blickte dann, wie unschlüssig, nach dem Sitze seiner Väter hinüber.

„Du siehst also . . . . Doch, wie heißt Du denn eigentlich?"

„Kurt von Hohenfels."

„Du siehst also, Kurt, daß dieses Verbot mich nichts angeht. Nicht wahr?"

Dieser sah nachdenkend vor sich hin; endlich sprach er etwas kleinlaut:

„Da werde ich den Papa erst fragen müssen."

„Das wollen wir machen. — Ich werde mit Dir gehen."

„Du bist wohl die neue Gouvernante?!" rief er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, aus.

„Nun, und wenn ich es wäre, würdest Du mir dann gut sein?"

Der Knabe antwortete nicht, wohl aber wich er einige Schritte zurück, legte die Hände auf den Rücken und sah ihr mit einem finsteren Blick in das Gesicht.

Die ganze Scene ergötzte mich ungemein. Ich näherte mich der Gruppe und stellte bald mit wenigen scherzhaften Worten ein gutes Einvernehmen zwischen dem Knaben und seiner Gouvernante her. Sie war ein liebes, prächtiges Mädchen, dem man auf

den ersten Blick gut sein mußte. Ihr Charakter war ein wunderbares Gemisch von Schalkheit und sinnigem Ernst, von festem Willen und weicher Hingebung. Als ich sie genauer kennen lernte, wozu ich bei meinem Verkehr im Schloß leicht Gelegenheit hatte, fand ich alles Das im Laufe der Zeit heraus. Bei unserem ersten Zusammentreffen sah sie mich mit dem weichen Ausdruck der Entsagung und der stillen Trauer an. Als wir aber die ersten Worte gewechselt und dann auf den Frühlingstag zu sprechen kamen, dessen Sonne uns Beiden so warm in das Herz schien und ich von neuem, frischen Leben und vollem Pulsschlag sprach, da brach ein glänzender, ja feuriger Strahl aus ihren schwarzen Augen und ein heißer Blick der jugendlichsten Lebenslust umfaßte für einen Moment die ihr zu Füßen liegende Landschaft, bis sie das Auge hob und zum Schloß hinübersoh, auf dessen lustig wehender Fahne ihr Blick haften blieb und sich dann träumerisch in die weite blaue Ferne dahinter verlor.

Wir drei gingen den Weg zum Schloß hinunter. Adele — so will ich das fremde Fräulein nennen — hatte es nach langem Zureden so weit gebracht, daß der Knabe ihr die Hand gab und sich von ihr führen ließ. Unterwegs theilte sie mir in kurzen Zügen ihre Lebensgeschichte mit — sie mochte Vertrauen zu mir haben. Wir durchschritten den Thorbogen, welcher an seiner Außenseite das Wappen Derer von Hohenfels trägt, verwittert und grau wie das Schloß selbst. In dem weiten Hofraum herrschte eine klösterliche Stille. Weißer Sand bedeckte ihn, mit Ausnahme des gepflasterten Fahrweges, welcher in einem Bogen nach der Haupttreppe führte. Als wir im Begriff waren, dieselbe zu betreten, kam der Kammerdiener des Grafen, ein Mann in mittleren Jahren, aus dem hohen, gewölbten Schloßflur heraus. Nachdem er mich begrüßt und ich ihm das Zusammentreffen mitgetheilt hatte, wandte er sich mit einer kurzen Verbeugung zu meiner Begleiterin.

„Der Herr Graf hatten die Güte, mir von Ihrer bevorstehenden Ankunft gnädigst Mittheilung zu machen", sprach er, selbstgefällig lächelnd, wobei er die, allerdings tadellosen Manschetten noch weiter hervorzog. „Ich werde mir erlauben, Ihnen Ihr Zimmer anzuweisen."

Mit einer einladenden Handbewegung machte der Beherrscher der unteren Regionen des Schlosses Kehrt und führte uns in das zweite Stockwerk hinauf. Dort öffnete er eine Thür und forderte uns auf, in das Zimmer zu treten. Es war ein mäßiger Raum, bei dessen Einrichtung jeder Komfort vermieden worden; indessen machte das Ganze doch einen behaglichen Eindruck. Adele gedachte, wie sie sagte, sich hier recht heimisch zu fühlen. Durch eine zweite Thür, von rechts, trat ein Mädchen ein; es war Komtesse Cäcilie, meine kleine Patientin. Wieder das gleiche Zurückweichen, derselbe finstere Blick. Der Knabe ging zu seiner Schwester und Beide zogen sich in das angrenzende Zimmer zurück, in dessen Hintergrunde sie stehen blieben.

„Die neue Gouvernante", hörte ich den Knaben leise sagen.

Das Mädchen sah sie nur mit um so größeren Augen an.

„Wo haben Sie Ihre Sachen?" frug der Kammerdiener.

„Ein Bote aus der Stadt wird dieselben noch im Laufe des Tages herüberbringen."

„Ich werde bei der Frau Gräfin anfragen, wann Ihre Vorstellung gewünscht wird."

Zur Abwechselung griff er an die weiße Halsbinde, wie um sich zu versichern, daß auch diese noch gut sitze. Dann ging er.

Das war der Einzug des fremden Fräuleins auf Schloß Hohenfels.

Die gräfliche Familie bestand zur Zeit aus vier Personen: der Gräfin-Mutter, ihrem Sohne dem Grafen, und seinen beiden Kindern. Der Graf war ein Vierziger. Seine Gemahlin war ihm jung gestorben; trotz aller Bemühungen der Gräfin-Mutter und noch manch anderer Personen, hatte er sich nicht entschließen können, zum zweiten Mal Hymens Ketten auf sich zu nehmen. Seinen Nachbarn, die übrigens nur selten auf Schloß Hohenfels erschienen, mußte er eine unverstandene Natur gewesen sein. Dachte er doch über Vieles anders als sie und nahm an ihrem Geplauder über pikante Ereignisse der vornehmen Welt gerade so viel Antheil, als es seine Hausherrnpflicht erforderte.

Dies Alles, verbunden mit einem beinahe finsteren Ernst, machte ihn in ihren Augen zum Sonderling. Es ist wahr, daß ein längerer Umgang dazu gehörte, um ihn „auszukennen"; außerdem offenbarte er sich nicht Jedem, und ich glaube, daß die Nachbarn gerade die Letzten gewesen wären, denen er sich in seiner wahren Gestalt gezeigt hätte.

Auch seine Frau konnte für seinen Charakter kein Verständniß gehabt haben, denn sie war, wie ich mich erinnere, leicht und oberflächlich, im Uebrigen eine höchst elegante Dame. Vortheile und Gewohnheit mochten die Beiden wohl zusammengeführt haben.

Des Grafen Sorge für seine kleinen Lieblinge rief mich oft in das Schloß; wenn es meine Zeit erlaubte, folgte ich mit Freuden seiner Aufforderung, noch zu bleiben, um mit ihm ein Glas Wein zu trinken und bei einer Regalia zu plaudern. Dabei wurde er nach und nach offener und mittheilsamer. Als wir einst über die Ehe sprachen und ich ihm im Scherz rieth, seinen Kindern eine zweite Mutter zu geben, da entgegnete er mir mit dem Dichterwort:

„Ich bin zu alt, um noch zu scherzen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein."

Das letztere sagte er mit einem mehr als gewöhnlichen Ernst, auch schien es mir, als ob seine Stimme vibrire.

Dieses Zitat charakterisirt den Grafen mehr als irgend etwas Anderes, für unsere Geschichte wenigstens.

Ihm waren alle die Damen, welche mit tausend Freuden seine Hand angenommen hätten, zu sehr geneigt zu gehaltloser Tändelei, Modepuppen ohne Geist und Herz. Ich erzähle Ihnen das so ausführlich, weil Sie dadurch erst das rechte Verständniß für die Geschichte des fremden Fräuleins erhalten.

Bei meinem ersten Besuch nach der Begegnung mit ihr war ich erfreut, Adele schon recht heimisch in ihrem Wirkungskreise zu finden. Die Kinder waren ihr zugethan und folgten auf's Wort; an diesem Tage wenigstens herrschte das beste Einvernehmen zwischen den Dreien. Sie spielten auf einem Rasenplatze des Parkes; der Graf und ich gingen in einiger Entfernung hin und her. Mitunter blieb der Graf stehen und sah nach der Gruppe hinüber. In der That bot diese einen reizenden Anblick; die lebhaften Bewegungen der beiden Kinder bildeten einen prächtigen Kontrast zu der, ich möchte sagen stilvollen Ruhe Adele's. Das Reifenspiel, womit sie sich beschäftigten, bot ihr so recht Gelegenheit, Grazie und Anmuth zu zeigen. Vielleicht geschah dies mit Bewußtsein, vielleicht auch unbewußt.

Ich sah, wie der Blick des Grafen wieder und wieder die Spielgenossin seiner Kinder streifte.

„Zu jung, um ohne Wunsch zu sein."

Zufällig kam der nächste Gutsnachbar des Grafen, Baron Zoist, zu einem kurzen Besuche; sie mochten wirthschaftliche Angelegenheiten zu besprechen haben. Ich verabschiedete mich deshalb von den Herren, nicht ohne die neugierigen Blicke wahrgenommen zu haben, welche der Angekommene nach Adele warf.

Mein Besuch galt diesmal der Gräfin-Mutter, welche an der „üblichen" Migräne litt. Nachdem die Konsultation beendet, führten wir noch ein kurzes Gespräch, welches uns auch auf die neue Gouvernante brachte. Ich merkte sehr bald, daß Adele an ihr keine Gönnerin gefunden; sie war ihr nicht demüthig genug.

(Schluß folgt.)

---

* **Ein amerikanischer Münchhausen.** Ein Yankee, der sich im Westen angesiedelt hatte, erzählte einem Engländer, daß er bei einer Gelegenheit 999 Tauben geschossen habe. Als sein Zuhörer meinte, er hätte ebensogut 1000 sagen können, erwiderte der Andere: „Oh nein, wegen einer einzelnen Taube werde ich keine Lüge sagen." Der Engländer wollte sich nicht ausstechen lassen und erzählte eine lange Geschichte von einem Manne, der von Liverpool nach Boston geschwommen sei. „Haben Sie ihn gesehen?" fragte der Yankee. — „Natürlich; als ich herüberkam, fuhr unser Schiff einige Meilen außerhalb des Hafens von Boston an ihm vorüber." — „Nun, ich bin froh, daß Sie ihn sahen, Fremder", rief der Yankee, „weil Sie ein Zeuge sind, daß ich es that, denn — der Mann war ich!"

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.